

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

205 (5.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die kombinierte Klavierorgel

Von D. Bierling

Heinrich Herz-Institut für Schwingungsforschung

Der Erfinder ist ein ganz junger Mensch. Seine Erfindung schien im Anfang gefährdet, denn fast gleichzeitig mit ihm konstruierte der große Physiker Professor Hertz ein ähnliches Instrument und meldete seine Erfindung zum Patent an. Bevor es zum Rechtsstreit kam, zog Professor Hertz seine Anmeldung zurück und erwarb die Lizenz für die Bierling'schen Patente. Aus diesem Verhalten des berühmten Gelehrten ist die Bedeutung der Erfindung seines jungen Rivalen zu ersehen.

Die bisher gebauten elektrischen Musikinstrumente sind nur einstimmig. Mehrstimmigkeit wurde durch Kombination mehrerer einstimmer Instrumente erreicht, wobei sich aber dann schon für wenige Stimmen ein sehr großer Aufwand ergab. Es mußte also zur Erzielung einer wirtschaftlichen Mehrstimmigkeit eine andere Art der Tonerzeugung erfunden werden. Ich fand eine einfache Lösung durch die Benutzung der Saiten zur Tonerzeugung. Auf meinem Instrument — einer Art Klavier mit gewöhnlicher Tastatur — wird durch die jeweils angelegene Taste eine Saite in Schwingungen versetzt. Diese Schwingungen werden aber in Ermangelung eines Resonanzbodens nicht direkt hörbar, sondern werden mittels Magneten in elektrische Schwingungen umgeformt, die dann beliebig beeinflusst werden können.

Die Klänge unserer Musikinstrumente zeigen einen deutlich hörbaren Unterschied in ihrer Klangfarbe. Dieser Unterschied in der Klangfarbe ist darauf zurückzuführen, daß die Klänge mehr oder weniger Obertöne enthalten. So hat z. B. die Flöte einen weichen Klang und wenig Obertöne, während die Geige sehr viel Obertöne besitzt und deshalb einen schärferen Toncharakter zeigt. Durch die physikalische Forschung ist festgestellt worden, daß besonders eigenartige Klänge — wie z. B. Oboe, Waldhorn, Fagott — Obertöne haben, die von einer bestimmten Tonhöhe sind. Die Schwingungszahl dieser Obertöne bleibt gleich, selbst wenn der Instrumententon in verschiedener Höhe erklingt. Will man also solche Klänge künstlich erzeugen, muß man Vorrichtungen treffen,

durch die bei einem obertonreichen Klang Obertöne hervorgerufen werden, die dann dem künstlichen Ton z. B. einen Fagottcharakter verleihen. Mit Hilfe elektrischer Schaltungen ist diese Aufgabe verhältnismäßig leicht zu lösen. Es wird der elektrische Strom durch Spulen und Kondensatoren geschickt, durch die er so beeinflusst wird, daß der gewünschte Klang entsteht. Um einen Instrumententon zu erhalten, genügt es aber nicht, nur den Klang nachzubilden, sondern es muß auch noch die besondere Eigenart des Instrumentes, ob es geblasen oder gestrichen wird, berücksichtigt werden. Bei meinem Instrument wird aber nicht nur der Charakter des

Tones, sondern auch sein An- und Abklingen verändert. Auf diese Weise ist es dann möglich, auf einem Instrument Töne mit Anschlag oder mit langsamem Anblasen zu bringen, also Klavier und Orchester zu spielen. Die An- und Abklingvorrichtung unserer Instrumente bewegen sich zwischen den beiden Extremwerten — dem vollständigen Einlaten beim Schlaginstrument und dem allmählichen Einlaten beim Streich- oder Blasinstrument. Bei meinem Instrument sind alle diese Vorrichtungen möglich; man kann dabei auf ihm jedes Instrument überhaupt spielen — ein lang-erblickter Wunsch, der nun in Erfüllung gehen soll.

Sintflut über China

23 Millionen Menschen obdachlos

London, Ende August. (Eig. Ber.)

Es ist bezeichnend für unsere Zeit der täglichen Sensationen, Unwägungen und Nöte, daß eine der größten Naturkatastrophen, die sich seit Menschengedenken ereignete, in Europa nur wenig beachtet wurde; daß wir inmitten der Alltagsaufregungen die spärlichen Meldungen aus dem fernen Osten, die sich mit der Ueberschwemmung in Süchina befassen, kaum überfliegen.

Phantastische Zahlen und Daten werden übermittelt. Ein Gebiet von 30 000 Quadratkilometern — so viel wie Sachsen und Baden zusammen — ist von diesem Unglück heimgesucht worden, das die Erinnerung an die biblische Schilderung der Sintflut wachruft. Der Schrecken des Unheils ist die Provinz Hu-Bei am Mittellauf des Jangtsekiang. Es ist ein dicht besiedeltes, fruchtbares Gebiet, eingeschlossen von hohen Gebirgen, überflut von kleineren und größeren Seen. Am östlichen Ausgang der Talmulde liegt die Provinzhauptstadt Hankau.

Die gierige Flut.

Wenn auch alljährlich in diesem Gebiet der nasse Tod seine Opfer fordert, da die Schneeschmelze den Jangtsekiang im Frühjahr und Sommer anschwellen läßt, so wüteten doch die Naturgewalten seit Menschengedenken niemals so wie in diesem Jahre. Endlos war der Schneefall des Winters, endlos der Regen dieses Sommers. Das Land versinkt nicht im Wasser, sondern im Schlamm. Die graue Flut kriecht über die Äcker, die Felder, in die Dörfer, in die Städte. Die Menschen verlassen ihre Siedlungen, lassen ihr weniges Hab und Gut im Stich, rennen um das nackte Leben, die Berge hinauf, ins Land hinein — dann brechen sie erschöpft zusammen, die Flut holt sie ein und mordet sie mit der Unerbittlichkeit eines Lawostroms. Betten und Flüchen — nichts hilft, die Natur ist stärker als der menschliche Wille. Mütter verlieren ihre Kinder, niemand hat Mitleid mit den Weinenden. Die Erde hat sich zur Hölle verwandelt.

Sturmjähre von Schanhai bis Schijchi.

Zu allem Unglück kam nun noch das Wirren eines furchtbaren Taifuns, durch den unzählige Flüchtlinge aus den Ueberschwemmungsgebieten den Tod in den Fluten fanden. Auf der ganzen Küstentrecke von Schanhai bis Schijchi hatte man überall die Sturmjähre geschickt. Als sie nach 12 Stunden wieder eingeschlagen wurden, mußte man feststellen, daß etwa 1000 Häuser vom Sturm weggefegt worden waren. Da der Boden bereits seit Tagen aufgeweicht war, war die Widerstandskraft der Mauern ohnedies auf äußerste Schwäche, Taufende von Menschen und Tausende von Booten für den Orkan zerstört, wurden losgerissen; viele der leicht gebauten Fahrzeuge zertrümmert. Dadurch ist in den Städten der Verkehr fast unmöglich gemacht. Taufende haben den Tod vor Augen und sehen keine Möglichkeit mehr, zu fliehen. So weit die Häuser des Landes noch nicht überflutet sind, — bei allen einseitigen Gebäuden ist das bereits der Fall — hocken die Unglücklichen auf den Dächern; viele erwarten ihr Schicksal mit jener Apathie, die ihre Religion sie lehrt.

Schon breiten sich Seuchen aus. Malaria, Cholera, Typhus und Ruhr fordern ihre Opfer. Es ist anzunehmen, daß beim Zurückgehen der Fluten sich die Epidemie noch ins Ungemeinere steigern wird.

Vier Millionen Wohnhäuser zerstört!

23 Millionen Menschen sind nach ungefähren Schätzungen ihres Heims und Obdachs beraubt, vier Millionen Wohnhäuser zerstört,

etwa 10 000 Personen ertrunken. Die letzte Hochflutkatastrophe im Jahre 1870 setzte Santan teilweise 17 Meter unter Wasser, diesmal sind es bis jetzt 18 Meter. Und immer neue Fluten wälzen sich heran, unaufhörlich trieft der Regen. Der letzte Rest der geborstene Dämme wird hinweggespült; fast 700 Kilometer Dammstrecke sind zerstört. Wird es gelingen, nach dem Abklingen der Flut wenigstens einen Teil wieder aufzurichten, ehe das Frühjahr herankommt? Man hat von Hankau aus Exzerten, Wissenschaftler, Ingenieure im Flugzeug in das Hochwassergebiet entsandt. Sie werden umfangreiche Protokolle aufnehmen, messen und photographieren — was ist damit getan? Werden sie den 23 Millionen, die kein Heim mehr haben, ein Dach über dem Kopf schaffen können? Werden sie die drohenden wirtschaftlichen Katastrophen abwenden können, die unfehlbar eintreten müssen, wenn diese Millionen in den benachbarten Provinzen Wohnung und Nahrung verlangen, solange ihre Heimat überschwemmt ist?

Vorläufig wird verhandelt.

Kostbare Zeit geht mit Verhandlungen verloren. Die chinesische Regierung wollte durch das Landwirtschaftsamt der Vereinigten Staaten von Nordamerika 400 000 Tonnen Weizen kaufen, teils aber gleichzeitig mit, daß die Bezahlung erst in zehn Jahren erfolgen könne. Das Landwirtschaftsamt wollte jedoch nur bei 4 1/2-prozentiger Verzinsung einen Kredit von 2 1/2 bis 4 1/2 Jahren einräumen. Diese Bedingungen konnte China nicht annehmen, die Verhandlungen zerfielen. Zur Vinderung der ersten Not hofft die chinesische Regierung nun, Reis aus Honan und Kiangsi und Weizen aus Schensi zu beschaffen. Außerdem erwartet man günstige finanzielle Ergebnisse einer internationalen Hilfsaktion. Allerdings erklärt der chinesische Finanzminister L. B. Sun, daß innerhalb kürzester Zeit eine bare Hilfe von ca. 20 Millionen Dollar und Nahrungsmittel im gleichen Gegenwert notwendig seien.

Wie vor Urzeiten...

Wehrlich muß sich jenes Ereignis vor Urzeiten abgepielt haben, das der biblischen Erzählung von der Sintflut zugrunde liegt. Da die Märchen und Sagen fast aller Kulturvölker dieses Motiv aufweisen, nimmt man an, daß die Sintflut ein Gebiet Amerikas, das höchstwahrscheinlich als die Wiege der Menschheit zu gelten hat, überschwemmte. Forschungen, die der deutsche Wissenschaftler Franz von Sponner ausführte, lieferten Hypothesen, daß die untergebeute Sandwüste Gobi einst ein Wassermeer war, dessen Spiegel etwa 2000 Meter über dem heutigen Meeresspiegel lag; die Rüste dieses Meeres läßt sich noch heute mit einiger Genauigkeit festlegen; man fand eine gewaltige, von Fluten ausgewaschene Flucht hoher Felswände, den Weg, den sich die Wassermassen einst neubad haben müssen, um die südbirische Tiefebene zu überschwemmen und über den Balkasch und Kaspien zum Kaspischen und Schwarzen Meer zu gelangen. Ein Strom von etwa 25 Kilometer Breite und 1 1/2 Kilometer Tiefe ergoß sich durch Aien bis zu den Fluten Europas. Das Wassermeer im Nordwesten Chinas aber wurde zum Sandmeer, zur Wüste Gobi.

Damals stand der Mensch hilflos und ohnmächtig der Katastrophe gegenüber; wenige nur konnten sich durch die Flucht retten. Aber trotz jahrtausende langer Zivilisationsarbeit ist es der Menschheit inzwischen nicht möglich gewesen, sich dem Wüten entfesselter Naturkräfte wirksam entgegen zu stellen. Das Einzige, was heute möglich ist, ist internationale Hilfe. Aber auch da wird erst — verhandelt.



Eine Sensation der Funkausstellung: Jedermann sein eigener Schallplattenfabrikant

Ein neuer Apparat zur Selbstaufnahme von Schallplatten erregt auf der großen Berliner Funkausstellung großes Aufsehen. Der Apparat, mit dem man selbst Schallplatten in gewöhnlicher Größe aufnehmen kann, soll nur 100 Mark kosten und stellt eine Zusatzanlage zum Rundfunkempfänger dar.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

40 Nachdruck verboten Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Das Wichtigste ist dagegen doch das, wieviel bei diesen teuren Seiten der Mann auf der Kirmes verdienen muß. Bald ballert auf den Tisch. „Babbenheimer, wo der Lebensmittelfoder so hoch geklettert ist, Franzackerer?!" „Alles frei un fünfzwanzig Mark is gar nids.“ Um Mitternacht waren sie, den Babbenheimer ausgenommen, stark benebelt und müden das Treppchen vor dem Haus vorsichtig hinabgeleitet werden. Die Angelegenheit war wenigstens in Ordnung.

Der jehige Almenhofer war feiner von glattem Holz, nicht zerpoltert, aber voller Knubben und Knorren, geizig und nicht gerade. Seine Augen sagten jedem schon genau. Der Teufel soll wissen, wie es kam, daß die Almenhoferin den zum zweiten Mann nahm. Drei Monate sind es her. Das Gut ist freilich ganz bedeutend gewachsen und viellecht das stattlichste im weiten Kreis geworden. Der Falkensteinhof ist am Ende einige Meter größer. Als dem älteren Bruder der Hof überschrieben worden war, hatte er sich aussahlen lassen und das gerade zur Verfeinerung gekommene Anwesen der ausgewanderten Familie Wamser erkanden. Als Junge hat er geschafft und geschachert und schon manches Stück Land an sich gebracht. Ursprünglich hatte er sich in den Kopf gesetzt, das Gutchen, das er gekauft hatte, über den Almenhof zu bringen. Nun war es schneller gegangen.

Er brauchte die Almenhoferin aber nicht zu mißhandeln! Wollen liegt doch nicht in Rufstand? So wie der Babbenheimer und seine Mutter, so hatten alle gefast, als sie das zum ersten Male hörten. Als Verwalter in der Traversen war er doch so jahm gewesen. Gewiß, man denkt nicht gleich an alles.

Nein, es ist ganz und gar nicht verwunderlich, daß er sie so mißhandelt. Er hat sie vor Jahren, als sie schon seines Bruders Frau war, bei dem Tanz unter der Wendeblude einmal angepöndelt. Kein Mensch hat das damals verstanden und sich nur geireut, daß

sie ihm in Dampf und Feuer eine heruntergelangt hat und fortgegangen war.

Und die sind nun zusammen. Da muß es mitunter brennen. Dort mußte der Babbenheimer nun doch einmal nach Arbeit fragen, trotzdem der Herr im Kirchenrat gegen ihn gewesen war.

Schon am anderen Tag sprach er im Almenhof vor. Die Bäuerin war allein. Ihr Anblick schnitt ihm ins Herz. Sie war magerer geworden und sah im Gesicht verwirrt aus. Die Augen waren hart und doch wehmütig und schmerzvoll, als sie zu sprechen anfing.

„Arbeit suchst du bei uns? Warum bei uns?“

„Weil ich von einer Schicksaligkeit gehört hab.“

„Von einer Schicksaligkeit?“

Sie schrie das fast entsetzt.

„Was die Leut so spreche.“

„Die Maurer?“

„Ach ja, das hab' r' ebe gemeint? Ich dacht an die Mißbandlung.“

„Das is alles eins, Babbenheimer.“

Und sie schüttelte den Kopf, als umschwirre sie eine giftige Fliege.

„Am best is d' achst gleich wieder. Wann he kommt, kann' s' hös werde.“

„Nach Arbeit derf mer doch frage?“

„Du net. — Aus 'm Dorf will he dich noch treibe.“

„Warum mich arab?“

Sie lächelte ein wenig und schwieb.

„Ihr habt doch jetzt zwei Anechte? Bleibe die?“

„Das is ja alles gleichgültig.“

„Denk' r' noch an die Brandnacht?“

„Schweiss, schweiss!“ Sie war ganz außer sich. „Da dent ich Nacht und Tag dran, um die Maurer habe recht, um ich weiß noch mehr. Ei andermal, Babbenheimer! Da mußte mer ganz allei sein. Da is so vieles zu spreche. Vor mich wär' s' am beste, wann ich verrede fät. — Ja, Babbenheimer, mach' so fei Auge! Troll dich, daß he net an dich kann.“

„Is denn da gar nids zu mache?“

„Gar nids,“ entgegnete sie tonlos, „er hat mich in seine Kralle. Wann ich gemut hätt, was is jetzt weiß, hätt die Versicherung zum Deibel gehe könne. Ach, mei Hebes Herrgötche! Geh nur jetzt, Babbenheimer, ich kann bei gute Auge net mehr se.“

Die Almenhoferin war sehr unruhig geworden und stand mit

geröteten Wangen und zuckenden Lippen vor ihm. Ihre Augen aber hatten einen freudigen Glanz.

„Ich glaub', daß ich krank werd'. 'S gibt so viele Krankheite.“

„Was schwächt d' da?“

„Ich glaub', ich muß mer bei deiner Mutter 'n Tee lange?“

Sie sah ihm dabei in die Augen und wies mit der Hand nach der Tür. Da ging er.

Bis sein Schritt erloschen war, stand sie starr, an den Türpfosten gelehnt. Dann brach sie zusammen und konnte sich kaum auf die Ofenbank schleppen vor ungeborener Müdigkeit. Vergesslich rief eine Magd nach ihr. Sie sah und hörte nichts und hatte nicht die Kraft, sich aufzuraffen.

Am Abend dämmerte es ihr, daß sie ihm gesagt hatte, sie müsse sich bei der Steffenwase einen Tee holen.

„O Gott,“ sagte sie, nachdem Lud ihr alles erzählt hatte, „das gibt ei Unglück. Da is noch was! Da is noch was!“

„Un sus 'm Dorf will mich der Almenhofer habe.“

„Das kann he ja getroßt wolle. Mit den kleine Leut kann mer dann doch net mehr so spiele.“

„Dat gern ei groß Maul.“

„Große Mäuler werde leicht schief.“

Damit war diese Sache abgetan. In den nächsten Tagen galt es, die Dörfer der Reihe nach auf die Hörer zu nehmen, daß die aus der Kreisstadt mit ihren neumodischen Tänzen wieder das Nachsehen haben. Da sollen die Burtschen durch den Saal tappen, als ob sie Thomasmehl streuen müßten. Dabei haben sie ein festes Tanzenwisch in der Faust. Bei ihm ist's flatter.

Es war schon dunkel, als die Almenhoferin mit verbundenem Kopf in das Stübchen der Steffenwase trat. Ihre Wangen waren bleich, und die Augen, flimmernd in irrem Lichte, lagen tief in den Höhlen. Die Wase sah am Ofen und spann.

„Wer is 's?“ fragte sie verwundert; denn sie konnte die Frau mit der weißen Kopfbinde nicht erkennen. Daran, daß die Almenhoferin einmal zu ihr kommen würde, hatte sie nie gedacht. So stolze Weiber lieben sich die Steffenwase rufen, zu ihr in's Haus kam keine. Die jungen Mädchen, die Springen, fragten nichts danach. Die kamen selber.

„Ich sein 's, die Almenhoferin.“

Das Spinnrad hörte auf zu schnurren.

„Da muß ich erst Licht mache.“

„Laß das nur.“

(Fortsetzung folgt.)